

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 23 (2016)
Heft: 256

Artikel: Wie wollen wir bezahlen?
Autor: Bossart, Rolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-884049>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Plädoyer für das Bargeld und gegen den Monotheismus des virtuellen Geldes.

TEXT: ROLF BOSSART

Im Norden Europas, wo sie während der dunklen Wintermonate bekanntlich auf viele Ideen kommen, ist das Bargeld ernsthaft unter Druck. In Dänemark, so hört man, wird bereits das Kirchenopfer mit der Kreditkarte eingesammelt, Kioskkassen auszurauben lohnt sich schon gar nicht mehr, da nichts mehr drin ist. Und wie wird man wohl einst die Bettler und Strassenmusiker bedienen?

Richtig bewusst wurde mir der Ernst der Lage, als ich vor vier Jahren in Amsterdam in einer Bäckerei stand und in der Auslage auf ein leckeres Himbeertörtli zu drei Euro zeigte. Ich hatte die Münzen schon auf die Theke gelegt, als die Verkäuferin in strengem Ton sagte: «No cash, only credit card». Ich antwortete mit dem verzerrten Lächeln des ertappten Kleinbürgers und stammelte ein «But why?», und sie gab zurück: «For hygienic reasons».

Dass Geld schmutzig ist, wusste ich bereits aus der Bibel, aber auch, dass es die Eigenschaft hat, die Werte und Vorstellungen davon ins Gegenteil zu verkehren. Und so ist das vermeintlich schmutzige Geld manchmal sauberer als das saubere. In Schweden mit einem Bargeldanteil von nur noch 25 Prozent an allen Zahlungen ist die Schattenwirtschaft jedenfalls höher als in Deutschland, wo noch über 70 Prozent mit Bargeld bezahlt wird. Mario Draghi, Präsident der Europäischen Zentralbank, möchte zur Bekämpfung der Geldwäsche- rei den 500-Euro-Schein abschaffen. Möglich, dass das hilft. Man denke an die Geldköfferli im Tessin, die bräuchten dann womöglich Rädchen. Aber ein statistischer Zusammenhang zwischen hohen Bargeldwerten und hoher Geldwäsche- rei ist nicht sicher gegeben.

Lob des Sparens, Fluch des Geldkults

Sicher dagegen ist: Solange die Nullzins- und Negativzinspolitik anhält, wird damit auch dem sparenden Bürgertum die Möglichkeit genommen, den Wertzerfall des Geldes unter der Matratze aufzuhalten. So ist die Nachfrage nach 500-Euro-Scheinen seit der Finanzkrise merklich gestiegen. Denn was in der Nachhaltigkeitsdebatte oft vergessen geht: Der Sparer ist derjenige, der sich mit seinem Konsumverzicht eine Art Belohnung für die Zukunft erhofft. Viel belächelt und viel geschmäht, hat das Sparen angesichts der Gefahr des Wachstums- und Konsumkollaps¹ heute eine neue ethische Qualität: Dem Sparer reicht die Möglichkeit zu Kaufkraft, er muss sie nicht einsetzen. Doch wo er seine Hoffnung auf die wertvolle Zukunft verliert, wird er entweder sinnlos konsumieren oder sein Geld als Kleinanleger über Hedge-Fonds in die Finanzmärkte pumpen.

Der Sinn des Bargeldes liegt aber noch etwas tiefer, als es die Psyche des Sparers vermuten lässt. Er liegt in seiner zweideutigen Eigenschaft, einerseits einen Wert materiell zu verkörpern, ihn greifbar zu machen, und andererseits dieser Wert nicht wirklich zu sein. Diese Zweideutigkeit kommt in vielen Merkwürdigkeiten rund um die Geschichte des Geldes zur Erscheinung. Denken wir an den Skandal der snobistischen Geldvernichtung durch Verbrennen von Banknoten oder ans Fälscherhandwerk. Aber wohl nirgends ist sie augenfälliger als in Zentralafrika, wo – wie zum

Beispiel in Nigeria – ein neuer 100-Naira-Schein unter Geldwechslern manchmal bis zu 104 Naira wert ist, während ein alter, abgegriffener, mit Reissspuren versehener Schein seinen Nennwert zuweilen nicht mehr erreicht und nur noch zu 97 oder 96 Naira den Besitzer wechselt.

Die drohende Vergöttlichung

Der Besitzer von Bargeld schwankt aufgrund dieses Doppelcharakters immer zwischen der Sicherheit, etwas Reales in der Hand zu haben, und dem Wissen um die prinzipielle Vergänglichkeit von Werten. Man kann Geld bekanntlich nicht essen, und man kann, wie uns Dagobert Duck zeigt, im Geld nicht baden, aber trotzdem ist da etwas, das die Sinne beruhigt. Die 2 Prozent Skontorabatt, die man früher bei sofortiger Barzahlung erhielt, waren der sinnfällige Ausdruck davon. Fehlt aber das Bargeld als Bezugsgröße, so löst sich diese Doppelstruktur der immateriellen Materialität auf und zerfällt auf der einen Seite in das gesteigerte Bedürfnis nach wahren und ewigen Werten, wie sie sich etwa in der gesteigerten Nachfrage nach Gold zeigt. Wobei über die Problematik einer Hinwendung zum Gold ja die Hilfswerke in den letzten Jahren genügend erdrückendes Material gesammelt haben. Auf der anderen Seite aber droht, was dem Geld immer schon als Gefahr inhärent ist: seine Vergöttlichung. Mit der vollständigen Virtualisierung müsste der Geldwert vollständig in die Vorstellungskraft eingehen, das heisst: Er findet kein ruhendes Ende in seiner Materialisierung, sondern beschäftigt den Geist pausenlos.

Das ist ja auf den ersten Blick nicht weiter schlimm, denn Gott beschäftigt in einer säkularen Welt die Leute auch nicht mehr übermäßig viel. Aber in Bezug auf das Geld leben wir eben gerade nicht in einer säkularisierten, sondern in einer hochgradig religiösen Welt: Je mehr Werte in Geld ausgedrückt werden, je mehr die Politik ihre Entscheidungen vom Geld leiten lässt, umso mehr wird Geld zum *unum bonum*, zum einzigen Gut, das Wert hat. Und wo der Polytheismus des Bargelds sich in den Monotheismus des virtuellen Geldes verwandelt, übernimmt es all die schlechten Eigenschaften eines mächtigen entmenschlichten Gottes. Die vielen Repräsentationen des Geldes in unterschiedlichen Währungen und Werten werden zu einer einzigen Vorstellungskraft gebündelt, deren Macht, da immateriell und unsichtbar, sich permanent symbolisch manifestieren muss. Und sie tut es erstens, indem sie festlegt, wer überhaupt am Kult teilnehmen darf, wer also in Form von unterschiedlichen Kreditkarten über welche Berechtigung zum virtuellen Werttransfer verfügt, und zweitens, indem sie alle (Kauf-)Handlungen im grossen Datenbuch verzeichnet und dadurch die alleinige Entscheidungsgewalt über Schuld und Unschuld der Menschen hat.

Zwei einfache Fragen

Aber vielleicht ist das ja alles Unsinn und man kann zu Recht einwenden, dass Bargeld nicht so schnell verschwinden wird, und noch mehr, dass hier aus Angst vor dem Teufel der Beelzebub verteidigt wird. Daher hilft zum Schluss vielleicht eine etwas pragmatischere Variante aus der Patsche. Wir sind heute immer wieder vor die Aufgabe gestellt, zu entscheiden, ob wir das

technisch Machbare auch wollen. Die alten Utopien phantasierten immer einen Zustand einer perfekten und menschenfreundlichen Ordnung, die man mit nie dagewesenen Erfindungen und Neuerungen zu erreichen hoffte. Spätestens seit dem 20. Jahrhundert aber wissen wir, dass die perfekte Ordnung mehr einer Dystopie gleichen wird.

Das heisst: Die Utopien, die wir im 21. Jahrhundert benötigen, müssen ihre positive Imaginationskraft nicht nur im nie Dagewesenen, sondern manchmal auch im Neuen, das verworfen wurde, suchen. Denn wenn wir nicht erstens zu Grunde gehen und zweitens alles, was das Menschliche ausmacht, preisgeben wollen, müssen wir uns in Zukunft zunehmend darauf einstellen, dass wir auf das Machbare verzichten. Das Problem des «Zu-Grunde-Gehens» ist schon genug schwierig zu bestimmen, leuchtet aber wenigstens als Argument unmittelbar ein. Doch was bezeichnet «das Menschliche»? Weit davon entfernt, es mit Sicherheit zu wissen, und noch weiter davon, zu sagen, dass alles, was Menschen machen, dem Menschlichen förderlich ist, schlage ich für die Entscheidungsfindung bei zukünftigen Neuerungen folgende zwei Testfragen vor:

Erstens: Wem nützt es mehr und wer alles leidet Schaden? Mit dieser einfachen Frage liessen sich viele vermeintlich für gute Zwecke eingeführte Neuerungen als unter dem Strich schädlich entlarven.

Zweitens: Lässt das Neue den Spielraum, dass möglichst viele Menschen in unterschiedlicher Form kreativ darauf reagieren können? Wenn wir als ein wesentliches Merkmal des Menschlichen die Fähigkeit bestimmen, kreativ auf die eigene Umgebung zu reagieren, dann ist diese Frage ein guter Gradmesser, ob eine Neuerung die Welt menschlicher oder tendenziell unmenschlicher macht.

Und wenn man nun Bargeld und Buchgeld mit diesen zwei Fragen konfrontiert, dann bleibt man doch besser beim Bargeld. Oder um es mit den Worten einer Expertin beim kürzlich stattgefundenen Kongress *The Future of Cash* zu sagen: «Bargeld ist einfach demokatisch».

Rolf Bossart, 1970, ist Theologe, Publizist und Lehrer in St.Gallen.

